

Peter Alheit

Die symbolische Macht des Wissens.

Exklusionsmechanismen des universitären Habitus

(Vortrag an der Universität Heidelberg am 3.6.2009)

Einleitung

Ich beginne meine Überlegungen mit einem Zitat aus dem polemischen Essay *Jugend von gestern* von Susanne Balthasar, das vor geraumer Zeit in der Frankfurter Rundschau zu lesen war:

„Die Mittzwanziger sind von hinten überholt worden: von Kindern, die vor dem Führerschein Karriere machen. Von Benjamin Lebert, der sich mit 16 Jahren einen Roman aus den Patschehändchen schüttelt, oder von den zahllosen Zahnspangenträgern, die eher Fernsehstars als erwachsen waren. Jung sind sie alle, die Pubertätspoeten und die Boygroup-Bengels, die Powergirlies von Viva und die Kinder-Hacker, die nach den Schulaufgaben noch schnell den Telecom-Code knacken oder in Papas Garage einen Online-Dienst hochziehen. Sie machen die Trends und das Fernsehprogramm, deshalb können sie die Zeichen der Zeit besser lesen als jeder Twen. Wer von klein auf die düsteren Prognosen der Nachrichtensprecher im Ohr hat, hat zuerst begriffen, dass sich die Zeiten geändert haben.“

Ein provokantes Szenario, ohne Frage – wenn auch nicht alle 16jährigen Romane schreiben, Fernsehkarrieren machen oder den Telecom-Code knacken. Die diagnostische Schlussfolgerung von Susanne Balthasar ist jedenfalls die „Traurigkeit der höheren Semester“, die offenbar den Anschluss verpasst haben und ihre

Arbeitsmarktchancen von den Nachrückern bereits in Frage gestellt sehen.

Wie muss es dann Leuten ergehen, die sich erst jenseits der 30 oder gar 40 für ein Hochschulstudium entscheiden? Sind sie nicht chancenlos überaltert? Gehören nicht all jene sozialdemokratischen Bildungsutopien „zweiter“ und „dritter Bildungswege“ nun endgültig der Vergangenheit an? Zumal sich nach ein wenig länger zurückliegenden Untersuchungen des Hannoveraner agis-Instituts auch die Studierenden-Milieus drastisch modernisiert haben sollen – präziser gesagt sogar „postmodernisiert“: Trendsetter im neuen Jahrtausend sei – so Jörg Gapski, Michael Köhler und Martin Lähnemann – die „mondän-akademische Fraktion“, Studierende, die einen aufwendigen akademischen Lebensstil pflegen, in der Welt herum kommen möchten, Oxford und Harvard sehen, aber durchaus Generalisten ihrer Fächer bleiben wollen und nicht den Habitus der klassischen Intellektuellen nachahmen. Lustvoll, effektiv und jung – das scheint das „Leitmilieu“ künftiger Studenten zu sein. Und dieses Bild entspricht ja durchaus den Optionen aus Politik und Wirtschaft.

Ich gestatte mir eine gewisse Skepsis gegenüber solchen modischen Diagnosen. „Non-trationals“, also ältere Studierende mit verschlungenen Bildungskarrieren, haben jedenfalls in diesem Szenario keinen Platz. Freilich, es gibt sie. Statistisch gesehen – je nach Definition – ungefähr 10% der Studierenden, ungleich auf die Studienfächer verteilt. Und in einer demokratischen Gesellschaft, die sich zunehmend international als „Lifelong Learning Society“ zu begreifen beginnt, haben sie einen wichtigen Platz.

Ich möchte Ihnen nun interessante Teilergebnisse aus einem noch laufenden DFG-Projekt vorstellen, das sich mit diesem Studierendentypus befasst. Die vorläufigen Ergebnisse fußen außerdem auf vorangegangenen internationalen Vergleichsstudien und sind deshalb empirisch relativ gut gesichert. Natürlich ist das präsentierte Material eine Auswahl.

Mich interessiert ein Problem ganz besonders, das Ihre Ringvorlesung, wenn ich den Fokus richtig verstanden habe, unmittelbar betrifft: die Beziehung von strukturierten Rahmenbedingungen (und die Universität ist eine „Arena“ solcher Strukturen) und den individuellen Einflussmöglichkeiten konkreter Akteure. **[Folie 2]** Ich will mir – kursorisch – und auf der Basis unseres qualitativen Datenmaterials also zunächst die Ebene „**Universität**“ ein wenig genauer anschauen, und zwar durchaus nicht nur als abstrakte Institution, sondern als ein praktisches Handlungsfeld von Akteuren und Akteurinnen, das allerdings sehr rasch dominante Hintergrundstrukturen erkennen lässt. Ich bin so mutig zu sagen: Mich interessiert – ein wenig „experimentell“ gesprochen – die Universität als „Lebenswelt“ (1). Und ich will dann einen bestimmten Akteurstypus herausgreifen, der für „Non-traditionals“ von zentraler Bedeutung ist: den „**Gatekeeper**“ des gewählten Faches, den Studienberater oder Fachrepräsentanten, der Studierende zulässt oder ablehnt, sie ermutigt oder zurückweist. Dabei interessiert mich die Rekonstruktion des charakteristischen „Fach-Habitus“, der solche selektiven Handlungsweisen zu bestimmen scheint (2). Abschließend möchte ich eine Diagnose für

das aktuelle universitäre Feld in Deutschland wagen – selbstverständlich nur bezogen auf meine Zielgruppe: die „Non-traditionals“ (3).

Mein erster Gedanke.

1. Universität als pluralisiertes Sinnuniversum

Die Idee, Universitäten als „Lebenswelten“ zu betrachten, besitzt einen hintersinnigen Charme. Natürlich ist die deutsche Massenuniversität nichts weniger als der lebensweltliche Horizont der großen Mehrzahl ihrer „Insassen“. Studierende haben längst andere Lebensmittelpunkte: Jobs, bestimmte Szenen, den Privatbereich. Auch die Lehrenden orientieren sich zunehmend nach außen: als Berater und Coaches, als Gutachter und Subunternehmer. Die Alma Mater verkommt, wie es scheint, zu einer instrumentalisierten „Lernwerkstatt“ an der Peripherie der beginnenden Karrieren.

Und doch ist diese halbironische Beschreibung, die mit dem insgesamt miserablen öffentlichen Image des Hochschulbereichs zumal in Deutschland kokettiert, nur bedingt richtig. Schon die anregende, in verschiedenen Publikationen von Zinnecker, Behnken, Friebertshäuser und Engler vorgestellte Siegener Studie *„Studium und Biographie“* zeigt überzeugend, dass universitäre Lernumwelten beträchtlichen Einfluss auf Studierendenbiographien haben können. Die noch laufenden Forschungen von Bettina Dausien zu „Bildungsbiographien“ innerhalb universitärer

Einrichtungen – besonders bei Personengruppen, die für gewöhnlich allenfalls zum Inventar gerechnet werden: nämlich bei Sekretärinnen – machen auf die erstaunlichen Wirkungen der symbolischen Anregungsmilieus von Reformuniversitäten aufmerksam.

Wenn also „Lebenswelt Universität“ nicht als ethnographische Idylle eines ebenso kunstvoll wie gnadenlos kleinbürgerlich arrangierten Büros einer Schreibkraft oder eines Hausmeisters missverstanden wird, wenn es auch von den penetrant intellektuellen Insignien der Doppel-Suite eines prominenten Lehrstuhlinhabers absieht, die sogleich Assoziationen an die Kulisse eines Fernsehexperten-interviews wecken, wenn schließlich auch studentische Toiletten-Graffiti – wie eindrücklich sie auch den Niedergang der akademischen Kultur besiegeln mögen – in den Hintergrund treten, wenn vielmehr damit eine komplexe „soziale Konstruktion“ gemeint ist, die an biographische Konstruktionen von Erfahrung und Bildung, von Beruf und Karriere anschließen oder eben gerade nicht anschließbar sind, dann wäre dieses Konzept durchaus empirisch brauchbar.

Freilich, was bedeutet „Universität als soziale Konstruktion“? - Lassen Sie sich auf das ein wenig befremdliche Experiment ein, das Phänomen „Universität“ mit der diskursvertrauteren Variante „Geschlecht als soziale Konstruktion“ zu vergleichen: Wir haben gelernt, dass wir unablässig damit beschäftigt sind, unser Geschlecht zu inszenieren und zu konstruieren. *Doing gender* ist eine ubiquitäre, sozusagen unentrinnbare interaktive Leistung unseres Alltagshandelns. Sie ist habituell so tief eingepägt, dass

die sozialen Erwartungsmuster und die symbolischen Sinnkonstruktionen, an die wir dabei intuitiv anknüpfen, fast nicht mehr greifbar sind – es sei denn in trivialen essentialistischen Vorurteilen, die indessen an der tatsächlichen Wirkungsmacht des *doing gender* vorbei zielen.

Glücklicherweise kann *doing university* eine solche Allgegenwart nicht beanspruchen. Es gibt durchaus Bereiche des Lebens, die sozusagen „universitätsfrei“ sind (wenn gelegentlich auch einige institutionelle ProtagonistInnen durch ihr Verhalten das Gegenteil zu beweisen scheinen). Dies hat den analytischen Vorteil, dass sich das symbolische Sinnuniversum „Universität“ leichter als im Gender-Beispiel identifizieren lässt. Allerdings, auch dieses Sinnuniversum erhält seine relative Stabilität nicht durch festgefügte normative Setzungen, sondern – wie im Gender-Exempel – durch unablässige interaktive Bargainingprozesse der beteiligten ProtagonistInnen, gleichsam durch *negotiated orders*.

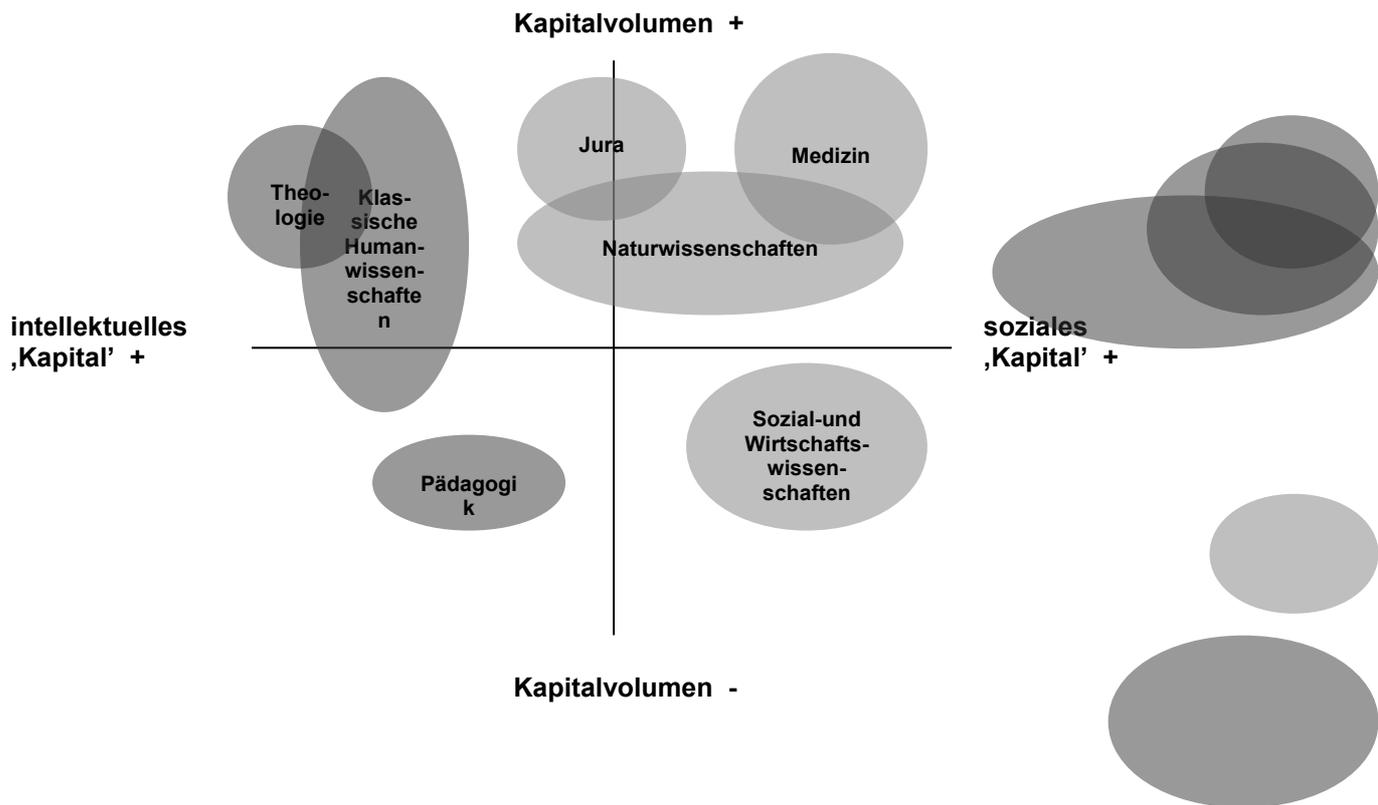
Das bedingt Trägheit und Wandel zugleich: *Trägheit*, weil die symbolische Macht des Überkommenen von den betroffenen sozialen Akteuren auch dann erstaunlicherweise reproduziert wird, wenn sie sich explizit dagegen wenden. Der begrenzte Effekt der Studentenrebellion für das Sinnuniversum der „klassischen“ Universitäten ist dafür ein treffendes Beispiel. *Wandel*, weil makrostrukturelle Rahmenreformen (und hier liegen durchaus wesentliche Impacts der 68er Bewegung) zur Modernisierung institutioneller Settings geführt haben, die eine Art Pluralisierung universitärer Sinnuniversa herbeiführen konnte.

Ich kann diese Differenz mit eigenen biographischen Erfahrungen belegen: Nach 25jähriger Tätigkeit an zwei Reformuniversitäten ist mir die Einmündung in das symbolische Universum einer sehr traditionellen Universität wie ein Wechsel der Berufswelten erschienen, und es wäre übertrieben, wenn ich sagte, ich hätte die „Logik“ der neuen Mundanität wirklich begriffen. Die Idee der Universität als soziale „Subarena“, als symbolischen Raum relationaler Platzierungen, wie sie Bourdieu in seiner fast amüsanten Studie „Homo academicus“ für die französischen Universitäten entwickelt hat, hilft mir indessen, die zumindest für mich „neue“ soziale Konstruktion zu verstehen.

Dabei ist der Raum der „klassischen“ Universität offenbar durch verschiedene „symbolische Kapitale“ bestimmt. Das Ranking der Fächer und Fakultäten variiert mit der immer wieder ratifizierten Menge an zugeschriebenem „sozialem“ und/oder „intellektuellem Kapital“. Es entsteht eine doppelte Polarität: ein Kontrast zwischen den traditionellen Disziplinen (theologische, philosophische, juristische und medizinische Fakultät) im oberen Bereich des symbolischen Raums und den modernen Fächern (Sozial- und Erziehungswissenschaften) am unteren Rand. Sowie eine Polarität zwischen den Geistes- und den Erfahrungswissenschaften, wobei nicht die Naturwissenschaften im engeren Sinn, sondern die Medizin den höchsten sozialen Symbolwert besitzt. Übrigens sind die folgenden Platzierungen Einschätzungen entnommen, die universitäre Akteure unterschiedlicher Fächer selbst getroffen haben. Es sind „Konstruktionen“, aber als solche zugleich

„Realitäten“. Zunächst also der symbolische Raum der „klassischen Universität“ **[Folie 3]**:

Abb.1: Symbolischer Raum der „klassischen“ Universität

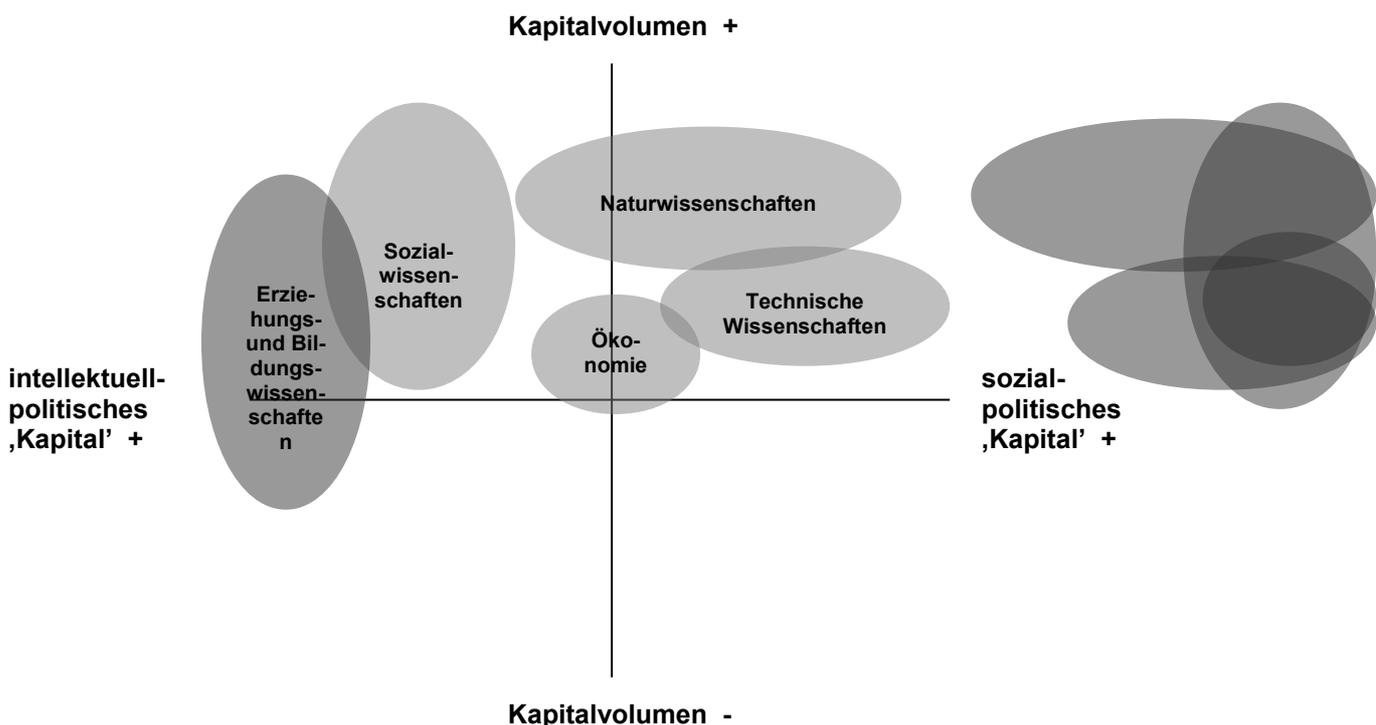


Bei den Universitätsgründungen der 1970er Jahre, vor allem den ausdrücklich als Reformuniversitäten oder Gesamthochschulen ausgewiesenen Beispielen, verändert sich nun die Konnotation der „symbolischen Kapitale“. Soziales und intellektuelles Kapital werden durch die reformistischen Ambitionen der Bildungsreform gleichsam politisch eingefärbt. Dies verschiebt das symbolische Ranking der Fächer nicht unbeträchtlich: Da die klassischen Disziplinen (Medizin, Jura und Theologie) zurücktreten und auch die Naturwissenschaften zunächst in den Rahmen von Lehramtsstudiengängen eingefügt

werden, steigt der symbolische Wert der Erziehungswissenschaft deutlich. Symbolische Leitwissenschaft werden allerdings die Sozialwissenschaften. Sie stehen für eine Modernisierung des Binnenraums „Universität“ und beeinflussen auch das Selbstverständnis der übrigen Wissenschaften.

Interessant erscheint noch der Reputationszuwachs technischer Fächer. Auch sie stehen gewissermaßen für die Modernisierung der „klassischen“ Universität **[Folie 4]**:

Abb. 2: Symbolischer Raum der „Reformuniversität“

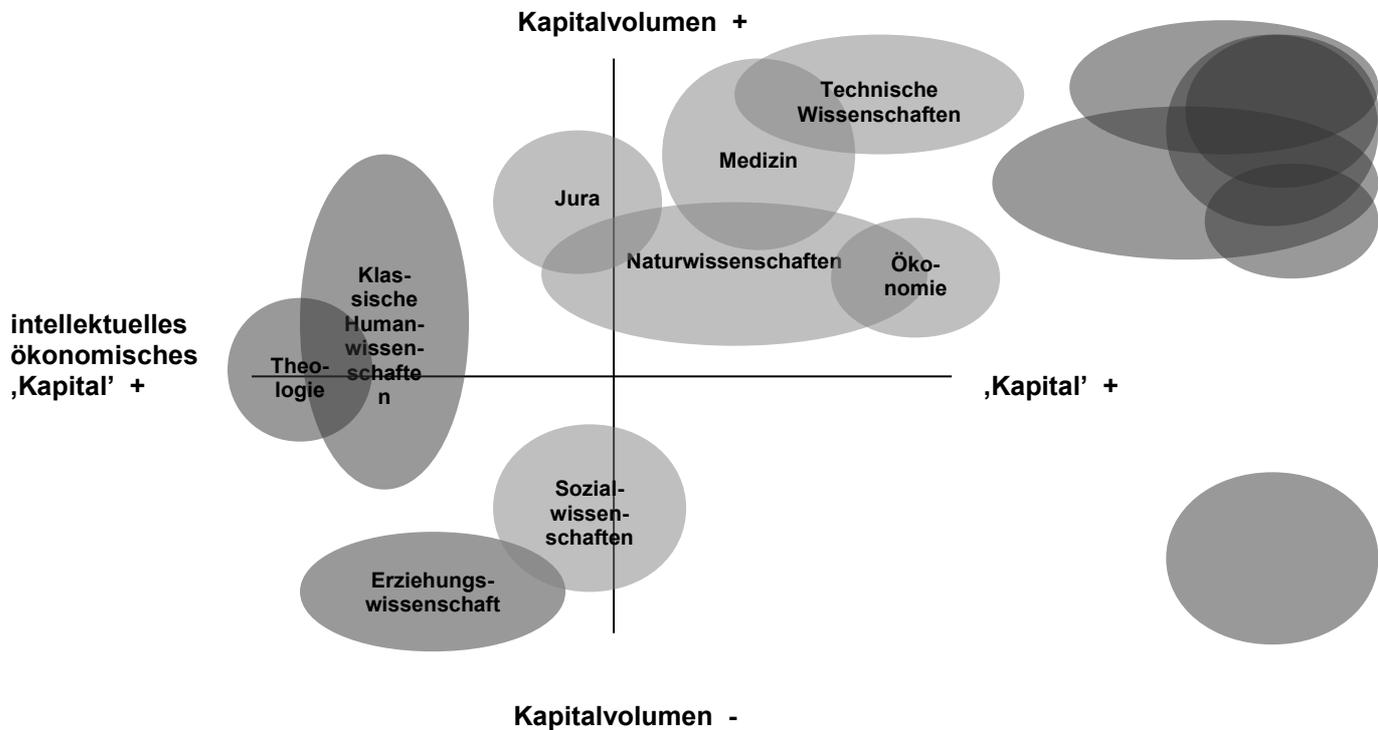


Wir wissen, dass dieser symbolische Umwertungsprozess nur eine temporäre Erscheinung war. Nicht nur, dass er die traditionellen

Universitäten allenfalls marginal berührt hat – die inneren Bargainingprozesse in den Reformuniversitäten *selbst* haben eine schleichende „Retraditionalisierung“ zur Folge gehabt. Die Konzentration auf Lehramtsstudiengänge musste schon aus Gründen öffentlicher Einsparungen zurückgenommen werden. Die Orientierung am intellektuellen Kapital der klassischen Disziplinen nimmt wieder zu. Die Ausrichtung am symbolischen Profil der traditionellen Universität ist unübersehbar.

Neu erscheint freilich die zunehmend erzwungene Orientierung an einer Kapitalsorte, die nun auch die „klassische“ Universität verändern wird: am kruden ökonomischen Kapital. Mit der Globalisierung der Haushalte und der „Exklusivierung“ des *Exzellenzstatus* tritt gleichsam eine „Amerikanisierung“ des deutschen Hochschulwesens in Kraft, die auch den symbolischen Raum der Universitäten verändern wird. Die wachsende Bedeutung der technischen Fächer, der Wirtschaftswissenschaften, der industrienahen Forschung und Weiterbildung wird den universitären Raum der Folgejahre bestimmen – wie übrigens auch ein völlig neues Management, das die überkommenen interaktiven Ordnungen beträchtlich durcheinander wirbeln könnte **[Folie 5]**:

Abb. 3: Symbolischer Raum der modernisierten Universität



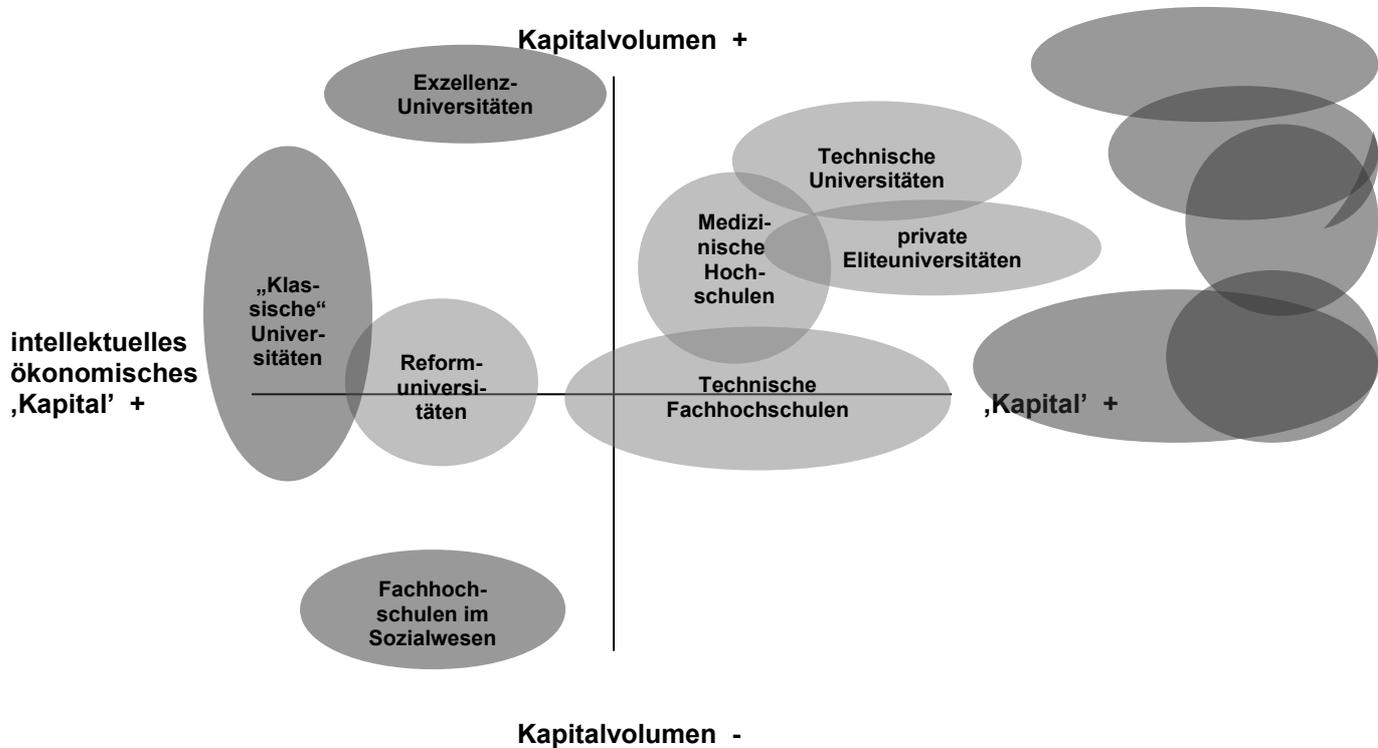
Das Schaubild zeigt eine erneute Marginalisierung der Erziehungs- und Sozialwissenschaften und ein „Abrutschen“ der klassischen Human- und Geisteswissenschaften zugunsten technologischer Disziplinen und der Wirtschaftswissenschaften, d.h. eine drastische *Ökonomisierung des universitären Feldes*. Zweifellos ist das zunächst nur ein Trend, aber er deutet an – ganz wie die etatistische Reformphase der 1970er Jahre –, dass die „soziale Konstruktion Universität“ spätestens seit den ausgehenden Sechzigern in einem Prozess begriffen ist und dass sie sich keineswegs nur durch Veränderung politischer Rahmenbedingungen, sondern auch durch die interaktiven Bargainingprozesse im universitären Raum selbst ausdifferenziert.

Warum dieser Exkurs zum Wandel des symbolischen Raums der deutschen Universität, der selbstverständlich eine sehr viel präzisere Analyse verdiente und die besondere Situation der Universitäten in Ostdeutschland nicht einmal berücksichtigt?

- *Der wichtigste Aspekt zuerst:* Universitäten sind keine „Lebenswelten“, jedenfalls nicht im Sinne von Schütz und Luckmann. Sie verweisen nicht auf Strukturen vorgängiger Gewissheiten, sondern auf einen andauernden interaktiven, von einschneidenden systemischen Penetrationen gezeichneten Aushandlungsprozess. Universitäten sind also fragile symbolische Konstruktionen, die vielleicht „lebensweltlich“ anschlussfähig sind, vielleicht aber auch nicht.
- *Nun der zweite Aspekt:* Es gibt längst kein eindeutiges Sinnuniversum „Universität“ mehr. Durch die Ausdifferenzierung der Universitätslandschaft seit der Bildungsreform existieren durchaus konkurrierende Sinnuniversa, die freilich aufeinander bezogen bleiben und sich – mehr oder weniger – an dem oben skizzierten modernisierten Leitparadigma orientieren. Dies gilt für die konkurrierenden akademischen Institutionen. Es gilt freilich auch innerhalb der Institutionen selbst.

Das Ergebnis ist ein „Raum der Universitäten“, der die Strukturlogik des inneruniversitären Feldes widerspiegelt **[Folie 6]**:

Abb. 4: Symbolischer Raum der deutschen Universitätslandschaft



Dieser Raum konkurrierender und relational aufeinander bezogener pluralisierter Sinnuniversa ist nun das Feld, in dem Studierende „lebensweltliche“, und das heißt: *biographische* Anschlussmöglichkeiten finden müssen. Wie kompliziert dies ist, zeigt ein genauer Blick auf die Akteure, die Zugänge verstellen oder ermöglichen. Wir haben sie „Gatekeepers“ genannt und ihren Fach-Habitus zu entschlüsseln versucht.

Dazu mein zweiter Gedanke.

2. Gibt es so etwas wie einen „Habitus“ der Wissenschaften?

Natürlich ist die Rede vom „universitären Habitus“ polemisch. Es gibt nicht „den“ Habitus. Wir wissen, dass verschiedene Fachkulturen ihre eigenen habituellen Marotten entwickeln: die Mediziner, die Juristen, die Ökonomen, gewiss auch die Theologen, wahrscheinlich selbst die Pädagogen. Mich interessieren durchaus diese Unterschiede, und ich werde im Laufe dieses Vortrags noch darauf zu sprechen kommen. Aber zunächst will ich an die Pauschalerfahrung meiner Zielgruppe, den „Non-trationals“, anknüpfen, die Universitäten spontan eher als „fremd“, „realitätsfern“ und „anmaßend“ erfahren.

Deutsche Universitäten, das ist das Ergebnis unserer international vergleichenden Forschungen, sind von einer Aura der Exklusivität umgeben – unabhängig davon, was man studiert. Leute, die aus nicht-akademischen Milieus an die Universität kommen, beschleichen Minderwertigkeitsgefühle, wenn sie in Seminaren sitzen. Sie kommen sich dumm vor, zu alt, zu unflexibel, nicht dazu gehörig. Es scheint tatsächlich ein „universitärer Habitus“ zu sein, eine symbolische Macht des Wissens, die das merkwürdige Exzellenzgehabe deutscher Universitäten umgibt. Und das unterscheidet sie von dänischen, schwedischen oder finnischen Universitäten, ganz besonders auch von Hochschulen in Großbritannien.

Das heißt übrigens nicht, dass „Non-trationals“ scheitern müssen. Einige entwickeln – im Foucaultschen Sinn – so erfolgreiche

„Technologien des Selbst“, dass sie die Exklusionshürden problemlos nehmen. Es bedeutet aber, dass Studieren in Deutschland – und keineswegs nur für die „Non-trationals“ – zu einer subtilen Herausforderung geworden ist und dass sich dieser Zustand verschärft.

Interessant erscheint allerdings, dass wir hier die „Kulturen“ der Fächer deutlich unterscheiden können. Wenn ich von Fachkulturen spreche, greife ich der Übersichtlichkeit halber auf ein plausibles Konzept von Tony Becher (1987) zurück, der die Kategorien „rein“ vs. „angewandt“ und „hart“ vs. „weich“ als heuristische Hilfsmittel zu einer Vier-Felder-Tafel kombiniert hat (s. *Abb. 5*) **[Folie 7]**:

Abb. 5: Vier-Felder-Schema der Fachkulturen

Kategorien	„hart“	„weich“
„rein“	z.B. Physik, Chemie, Biologie, Mathematik	z.B. Geschichte, Philosophie, Germanistik
„angewandt“	z.B. Maschinenbau, Elektrotechnik	z.B. Sozialwissenschaft, Sozialpädagogik etc.

Die *Naturwissenschaften* weisen die Kombination „**hart/rein**“ auf. Ihre Erkenntnisweise wird als kumulativ, fragmentiert, atomistisch, universalistisch, quantitativ, simplifizierend und abstrahierend beschrieben. Das Erkenntnisziel ist die Entdeckung und kausale Erklärung. Ihre Sozialformen gelten als konvergent, eng verknüpft, politisch gut organisiert, kompetitiv und aufgabenorientiert. Der wissenschaftliche Output ist eine hohe Publikationsrate. Als typische Vertreter gelten Physik, Chemie, Biologie und Mathematik.

In der Kombination „**weich/rein**“ sind die *klassischen Geisteswissenschaften* sowie Teile der Sozialwissenschaften zu finden – mit den Kennzeichen holistisch, idiographisch, fallorientiert partikularistisch, qualitativ und komplizierend. Das Erkenntnisziel ist Verstehen und Interpretation. Die Sozialformen gelten als divergent, individualistisch, lose strukturiert und personenorientiert. Die Publikationsrate ist im Durchschnitt eher mittelmäßig. Als typische Vertreter gelten Geschichte, Germanistik, Philosophie, aber auch bestimmte Teilgebiete etwa der Soziologie.

Für die Kombination „**hart/angewandt**“ stehen die *Technischen Wissenschaften*, die zweckorientiert und pragmatisch, funktional und effektiv, auch heuristisch und quantitativ ausgerichtet sind und in die physikalische Umwelt eingreifen. Ihr Erkenntnisziel ist die Entwicklung und Anwendung von Techniken und Produkten. Sie werden als unternehmerisch und kosmopolitisch beschrieben, rollenorientiert mit beruflichen Normen. Als Ersatz für die Publikationsrate gelten Patente. Typische Vertreter sind Maschinenbau und Elektrotechnik.

Die Kombination „**weich/angewandt**“ steht schließlich für die *angewandten Sozialwissenschaften*. Sie sind funktionsorientiert und praxisbezogen. Es geht um professionelle Praxis in Interaktionen. Ziel ist die Erstellung von Berichten und Verfahrensplänen. Sie sind nach außen gerichtet, lokal gebunden und zumeist staatsorientiert. Statt Publikationen steht oft Beratungstätigkeit im Vordergrund. Typische Vertreter sind hier Sozialarbeit und Sozialpädagogik, die

lehramtsbezogenen Erziehungswissenschaften, in gewisser Weise auch die Rechtswissenschaft.

Natürlich ist diese Einteilung ein wenig zu grob und klischeehaft. Sie erfasst nicht alle Fachkulturen gleichmäßig. Das komplexe Phänomen der medizinischen Fachkultur ist nur schwer in den Feldern zu platzieren. Auch die zunehmende Bedeutung der Wirtschaftswissenschaften geht in dem Schema nicht vollkommen auf. Gleichwohl gibt es uns eine tentative Orientierung, die nun den Zugriff auf die angekündigten Fallpräsentationen erleichtert. Dabei geht es um Experteninterviews mit vier Repräsentanten in jeweils einer der beschriebenen Fachkulturen.

2.1 „Hart“ und „rein“: Der „exklusive Habitus“

Professor Schmidt ist ein hoch renommierter Vertreter der sich strikt naturwissenschaftlich verstehenden Psychologie an einer traditionellen Universität mit historischer Reputation. Er beschreibt seinen wissenschaftlichen Werdegang folgendermaßen **[Folie 8]**:

„Ja, H-Stadt ist so die Endstation eines langen Weges. Ich habe viele andere Professuren vorher schon gehabt. Habe in Hamburg studiert, in Kiel promoviert und habilitiert und bin in Kiel schon Professor für Psychologie gewesen. Habe dann Rufe bekommen nach – an die TH Aachen, dann an die Universität Düsseldorf. Dort hatte ich meinen ersten Lehrstuhl. Dann bin ich wieder nach Aachen berufen worden. Dann hatte ich, äh, äh, hier wiederum einen Lehrstuhl, die Aachener haben mich aber zurückgeholt. Und von da aus bin ich dann, äh, 1982 nach H-Stadt berufen worden. Zwischendurch hatte ich noch mal einen Ruf nach Würzburg, das

heißt, also, ich habe vorher schon an einer ganzen Reihe von anderen Universitäten gearbeitet und bin hier sozusagen in H-Stadt hängen geblieben. Das allerdings aus voller Überzeugung. Ja, das ist, äh, so mein Weg.“

Erfolgreiche wissenschaftliche Karrieren in einem „reinen“ und „harten“ Fach scheinen einen „langen Weg“ vorauszusetzen. Allerdings sind nicht die Erfahrungen, die auf diesem Weg gemacht werden, von Bedeutung, sondern offenbar die Quantität der Stationen. Unser Protagonist akkumuliert 8 Rufe auf eine Professur. Insider wissen, dass dies spätestens nach seinem dritten Ruf nicht nur „intellektuelles“, sondern auch „ökonomisches Kapital“ bedeutet hat. Aber darauf kommt es Herrn Schmidt nicht an. Er wirkt – bei all seinen Reputationen – noch vergleichsweise zurückhaltend. Gewiss, es erscheint ihm wichtig, den dritten Ruf als „ersten Lehrstuhl“ hervorzuheben. Alle folgenden sind selbstverständlich weitere „Lehrstühle“. Die Koketterie mit dem „hängen bleiben“ am Ende des Segments ist gezieltes Understatement. H-Stadt ist die Krönung seiner überaus erfolgreichen Laufbahn. Hier wird er ein international renommiertes Forschungsinstitut aufbauen und die Zahl der Mitarbeiter in seinem Fach verdreifachen. Schmidt gewinnt seinen Selbstwert auch keineswegs ausschließlich aus den eigenen Verdiensten. Es ist das Fach selbst, das ihn vor anderen auszeichnet **[Folie 9]**:

„Unser Fach ist sehr begehrt, äh, wir können nur jeden vierten Studenten aufnehmen. Und die sind alle weit über dem Durchschnitt. Man muss naturwissenschaftlich firm sein, äh. Statistik z.B. spielt bei uns eine zentrale Rolle. Grundkenntnisse in Mathematik sind also wichtige Voraussetzungen. Auch die englische Sprache ist bei uns unverzichtbar, weil die meiste

Literatur heute in Englisch geschrieben wird. Auch die Deutschen schreiben meistens in Englisch. D.h. die Anforderungen an unsere Studenten sind hoch. Wir haben einen Ruf zu verlieren.“

Herr Schmidt hat Exklusivitätsphantasien. Seine Idealstudenten gehören zur wissenschaftlichen Elite. Er führt Kriterien ins Feld: *„naturwissenschaftlich firm“*, *„Grundkenntnisse in Mathematik“*, die *„englische Sprache“*. Seine Erfahrungen mit „Non-trationals“ machen ihn skeptisch, dass gerade Spätstudierende die hohen Anforderungen des Fachs erfüllen können. Als Beleg führt er zwei Beispiele an **[Folie 10]**:

„Ich erinnere mich noch an zwei Damen. Die eine ist, glaube ich, immer noch nicht fertig, die ein überlanges Studium mit wirklich furchtbar_, furchtbaren Anstrengungen versucht hat hinzukriegen. Sie wird es wohl letztlich auch schaffen, aber das ist eine furchtbare Quälerei und natürlich mit einem ziemlich, sagen wir mal, unterdurchschnittlichen Zeugnis ... Eine andere hat gerade aufgegeben. Wir haben versucht, sie noch umzustimmen. Sie war relativ weit. Sie hat, äh, eine Diplomarbeit geschrieben, mit der sie nicht zurechtkam. Wir haben ihr Hilfestellung gegeben, soweit wir es irgend, irgend überhaupt verantworten konnten. Aber sie hat einfach gesagt, sie wollte diesen, den Stress nicht mehr.“

Das Bild der *„furchtbaren Quälerei“* deutet zugleich auf die erwünschte Alternative: der hoch intelligente Student, der mit Interesse und Leichtigkeit die erheblichen Anforderungen des Fachs bewältigt. Die Dimension des „Harten“ und „Reinen“ hat zweifellos eine männliche Konnotation. Frauen sind in solchen Fächern unterrepräsentiert. Deshalb ist es nicht überraschend, dass Herrn Schmidt *„zwei Damen“* einfallen, die an diesen Anforderungen scheitern. Aber selbst der soziale Gestus der *„Hilfestellung“* hat eine patriarchale Grundierung und wirkt im Grunde pejorativ.

Professor Schmidt ist ein vehementer Vertreter der Exzellenzinitiative seiner Universität. Er wünscht sich, dass sein Fach demnächst seine Studierenden selbst auswählen kann. „Non-traditionals“ wären dann durchaus willkommen – vorausgesetzt, sie erfüllen alle die Kriterien, die auch an die Elite der Normal-Studierenden angelegt werden. Herrn Schmidt interessiert das „Exklusive“.

2.2 „Weich“ und „rein“: Der „ambivalente Habitus“

Professor Müller ist ein theoretisch orientierter Soziologe an einem renommierten Fachstandort einer klassischen Universität. Seine Karriere ist zweifellos nicht so brillant wie die von Herrn Schmidt. Auch er hat sich verschiedentlich auf „Lehrstühle“ beworben, allerdings ohne Erfolg. Er schreibt das Scheitern seiner Ambitionen der Tatsache zu, dass er, wie er sich ausdrückt *„aus einer linken Ecke kommt“*. Allerdings inszeniert er sozusagen eine Alternativkarriere. Er macht sich zur Aufgabe, sein Fach, das auch wegen seines „linken“ Profils in der traditionellen Universität nur eine Randposition innehat, stärker ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Und das scheint ihm gelungen zu sein **[Folie 11]**:

„Und jetzt ist das so, sagen wir mal, dass unser Fach und unsere Fakultät erstens nicht mehr Außenseiter ist, keine Außenseiterposition mehr hat und zweitens das linke Profil aufgegeben hat. Es ist normaler geworden und deshalb anerkannter.“

Man könnte diesen Prozess auch als subtile Anpassung deuten, zumal die Veränderung des Fachprofils auch Auswirkungen auf die Lehre hat. Professor Müller beschreibt, dass die Studierenden früherer Jahre zwar politisch engagierter gewesen seien, aber wissenschaftlich im Grunde unaufgeklärt. Es komme nun darauf an, die wissenschaftlichen Anforderungen zu erhöhen und eine klare „*curriculare Struktur*“ vorzugeben. Das gelte insbesondere für Studierende auf dem zweiten Bildungsweg, die zwar wichtige Erfahrungen einbrächten, sich aber häufig von diesen Erfahrungen nicht lösen könnten. Deshalb seien vor allem methodische Grundlagen gefragt, aber eben auch intensives Training in soziologischer Theorie. „*Soziologie ist nicht Sozialarbeit, auch nicht spontanes politisches Handeln*“, sagt Müller, „*sie ist eine anspruchsvolle Wissenschaft, die intelligente und verantwortungsbewusste Studierende verlangt.*“

Man spürt eine eigenwillig präventive Haltung in diesen Äußerungen. Es ist nicht die selbstverständlich distinktive Exklusivität von Professor Schmidt. Müller betont ausdrücklich, dass gerade die Soziologie für unkonventionelle Studienkarrieren offen bleiben müsse. Aber es ist doch eine Art sozial konnotierter „Exzellenz-Bias“ zu erahnen. Das aber ist fatal gerade für „Non-traditionals“. Sie erleben ein Fachklima voller Double-bind-Botschaften: ‚*Ihr seid willkommen, aber bitte nicht so, wie ihr euch gebt.*‘ Der Fachhabitus ist gleichsam „ambivalent“. Die gesellschaftspolitische Offenheit des Fachs wird durch das angestrebte Bemühen um institutionelle Anerkennung konterkariert.

2.3 „Hart“ und „angewandt“: Der „pragmatische Habitus“

Professor Markert ist ein zupackender Mensch. Ihm geht es um die Sache, nicht um seine Person. Bei seiner Selbstpräsentation redet er nicht von seiner Karriere, er entwirft gewissermaßen seine „Welt“

[Folie 12]:

„Okay, mein Fachgebiet ist hier Technische Mechanik. Äh, ich selbst habe Maschinenbau studiert, alle theoretischen Richtungen des Maschinenbaus.

Der Maschinenbau teilt sich auf in eine ganze Menge Fachrichtungen; und, sagen wir mal, die wichtigsten Sparten des Ingenieurwesens sind auf der einen Seite die Konstruktion, auf der anderen Seite die Berechnung und vielleicht einer dritten Seite die Materialwissenschaft. Und, äh, ich würde eher in die Berechnung fallen mit meinem Fachgebiet – und innerhalb der Berechnung in die theoretischen Grundlagen.

Die Mechanik ist ein Gebiet aus der Physik, die Physik ist ein Teilgebiet der Naturwissenschaften. Die Naturwissenschaften beschreiben die Natur. Aber die Ingenieurwissenschaften, die beschreiben nicht nur die Natur, sondern verändern irgendwie die Natur. Die Ingenieure bauen Maschinen zum Beispiel und Gebäude, die Maschinenbauingenieure eben Maschinen zu irgendwelchen Zwecken. Und dazu brauchen sie die Prinzipien der Physik, insbesondere Prinzipien der Mechanik. Mechanik ist, äh, die Wissenschaft von der Bewegung. Zur Bewegung gehört auch der Sonderfall der Nichtbewegung. Das ist ein Teilgebiet der Mechanik, die so genannte Statik. Äh, die Statik ist ein sehr breites Gebiet, was sehr stark gepflegt und bearbeitet wird von Bauingenieuren – weil, die Gebäude sollten sich möglichst wenig bewegen. Im Maschinenbau dagegen kommt viel mehr Bewegung vor, deswegen interessiert der sich für die so genannte Dynamik, ein weiter gepflegtes Teilgebiet.

Das bedeutet, das Fachgebiet, das ich vertrete, ist sozusagen auf der Mitte, auf der Vermittlerseite zwischen Naturwissenschaften und Ingenieurpraxis.“

Bei diesem faszinierenden Entwurf der Welt kann man sich einer Assoziation aus Kindertagen nicht entziehen, jenem überzeugenden Ausspruch des Daniel Düsentrieb: *„Dem Ingenieur ist nichts zu schwör.“* Und doch hat man bei Herrn Markert nicht den Eindruck, dass er damit seinem Fach einen Exklusivitätsanspruch einräumen wolle. Es geht um „Machbarkeit“ und – interessanterweise – auch um „Pflege“. Diese Metapher (die im Übrigen ja auch eine pädagogische Utopie berührt) drückt Empathie zur Sache aus, eine gewisse Liebe zum Fach, die ihm durchaus einen Teil seiner „Härte“ nimmt.

Vielleicht ist es deshalb kein Zufall, dass Markerts Ausführungen zur Lehre, und namentlich zu Studierenden mit unkonventionellen Bildungswegen, eine ähnliche Disposition erkennen lassen. Zunächst betont er, wie wichtig ihm Studenten seien, die bereits praktische Erfahrungen mitbrächten. *„Das ist für unser Arbeitsklima eine phantastische Voraussetzung“*, stellt er fest. Aber er verschweigt auch nicht, dass diese Gruppe in der Regel erhebliche Wissenslücken, vor allem in Mathematik, mitbringt. Sein Umgang mit diesem Problem ist jedoch weder distinktiv noch präventiv, sondern pragmatisch: Er etabliert so genannte *„Brückenkurse ... die“*, wie er sagt, *„die Lücke überbrücken zwischen Schulausbildung und den Universitätsanforderungen“*.

Das Bild der Brücke ist gewiss nicht zufällig gewählt. Sie ist ein zentrales Symbol der Ingenieurkunst, aber die Metapher nimmt auch die von Markert selbst gewählte Funktion der „*Vermittlung*“ auf: Vermittlung zwischen Wissenschaft und Praxis. Hinter diesem „Brückenschlag“ steht keineswegs nur ein fachliches, sondern eben auch ein soziales Projekt. Professor Markert erweist sich also auch als erfolgreicher „Ingenieur in hochschuldidaktischen Fragen“.

2.4 „Weich“ und „angewandt“: Der „inklusive Habitus“

Der vierte „Gatekeeper“, Herr Graf, ist bezeichnenderweise kein Professor. Er ist nicht einmal promoviert und arbeitet als lehrender Sozialarbeiter an einer Reformuniversität **[Folie 13]**.

„Ich bin von meiner Herkunft her Sozialarbeiter, also Abitur, Sozialarbeit studiert, war einige Jahre Sozialarbeiter, habe als solcher dann Kontakte mit der Hochschule hier gehabt über Projekte mit Studenten, so als Praxisanleiter, und bin über den Weg damals hier in den Reformprozess der Uni gekommen.“

Die Formulierung „*von meiner Herkunft her Sozialarbeiter*“ verweist auf mehr als nur eine professionelle Verortung. Fast könnte man die Aussage als soziale Positionierung lesen. Graf war, wie er betont, „*20 Jahre lang Referent für berufspraktische Studien*“. Und er identifiziert sich auch in seiner jetzigen Position als „*Dekanatsreferent*“ noch immer mit dem sozialarbeiterischen „Herkunftsmilieu“. Bei der Beschreibung des Berufsfeldes deutet er eine ähnliche Empathie an wie Professor Markert im Ingenieurwesen. Allerdings steht bei ihm nicht „Machbarkeit“ im

Vordergrund, sondern „Verantwortung“: *„Du musst für diesen Beruf eine gewisse Lebenserfahrung und vor allem Verantwortung mitbringen“*, sagt er. Und genau das qualifiziert seiner Meinung nach unkonventionelle Studierende für das Studium. Aber Graf leugnet auch nicht die Probleme dieser Zielgruppe **[Folie 14]**:

„Also, eins der größten Probleme, die wir haben, ist die Schlüsselqualifikation, Texte zu erarbeiten. Das können berufserfahrene Studenten bei uns überhaupt nicht. Und wir haben bis zum Examen damit Schwierigkeiten ... Und das andere ist diese Diffusität. Wir haben ja keine eigene Leitwissenschaft, es gibt nicht die Wissenschaft der sozialen Arbeit, und es gibt einen Kranz von Hilfswissenschaften, den man durch alle Wissenschaften ziehen kann. Jemand, der hier studiert, der wird erst mal völlig verwirrt ... und da ist überhaupt keine Grundlage gelegt, das zu verstehen.“

Graf beschreibt die Probleme, aber er lastet sie nicht den Studierenden an, sondern den strukturellen Dilemmata des Fachs, und er entwickelt eine Idee, wie diese Schwierigkeiten zu lösen sind **[Folie 15]**:

„Also, meine These ist ja, ich bin ja aus der Praxis selbst gekommen und ich weiß, dass in der Sozialarbeit und überall da, wo es um Entwicklungen geht, um Bildungsprozesse, dass da die Beziehungen ne wichtige Rolle spielen ... Meine Strategie ist, ich schaffe es, zu den Studierenden eine Beziehung herzustellen, die möglich macht, dass sie einerseits mich auch als Modell akzeptieren und andererseits, dass sie zeigen wollen: ‚Ich kann das auch.‘ Vielleicht hätte man das früher pädagogischen Takt genannt, ich nenn es Beziehungen aufbauen, und es funktioniert.“

„Pädagogischer Takt“ ist eine wunderschöne Charakterisierung für einen Habitus, der nur als „inklusiv“ bezeichnet werden kann.

Ich komme damit zu meinem letzten Gedanken:

3. Der „Sog“ des universitären Sozialraums

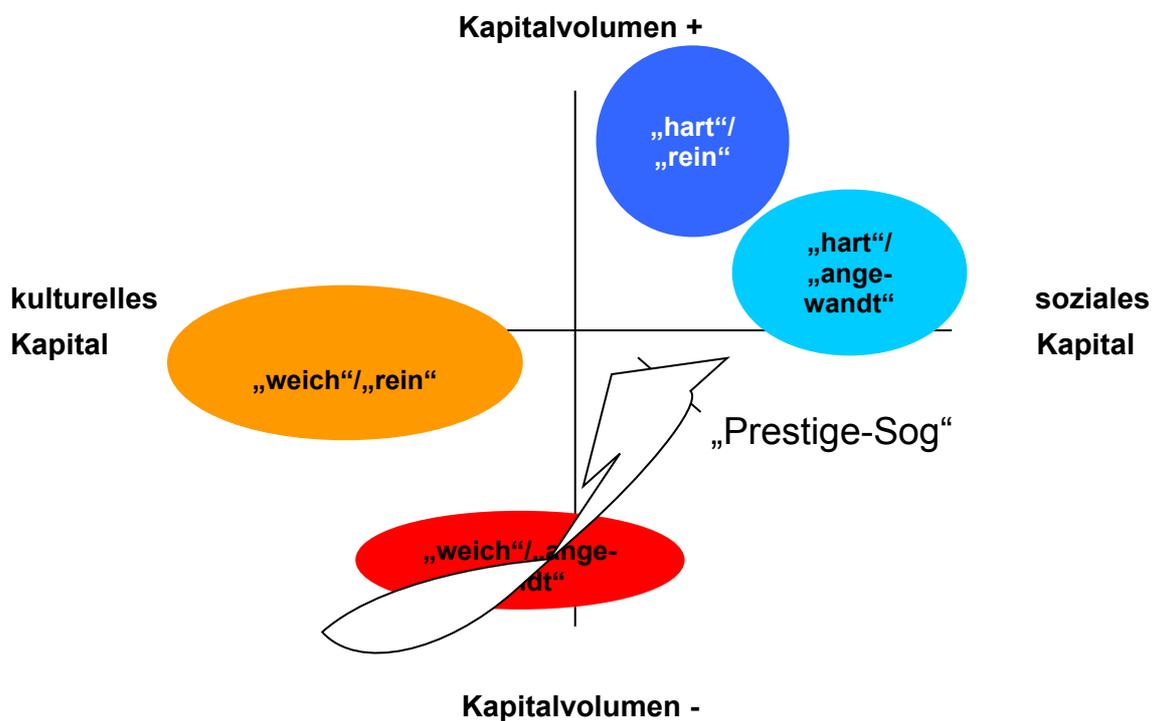
Nun wäre es nahe liegend, die vier knapp skizzierten Habitus-konfigurationen systematisch zu vergleichen und pädagogisch zu qualifizieren. Aber das macht soziologisch wenig Sinn. Nicht erst seit Bourdieus polemisch-amüsanter Studie über den *Homo academicus* wissen wir, dass das universitäre Feld einzelne Fachkulturen nicht isoliert, sondern in eine Beziehungsmatrix unterschiedlicher Rankingplätze einbaut. Die Physik und zunehmend die Neurowissenschaften nehmen dabei Spitzenplätze ein, Sozialpädagogik und Sozialarbeit rangieren ziemlich am unteren Ende.

D.h. der beschriebene „inklusive Habitus“ eines Gatekeepers im Sozialwesen, der uns wahrscheinlich sympathisch ist, muss vor dem Hintergrund des geringen Fachprestiges als wenig einflussreich qualifiziert werden. Der „exklusive Habitus“ des naturwissenschaftlichen Psychologen dagegen schließt an das Prestige der „mächtigen Fächer“ an und strahlt deshalb auf das gesamte universitäre Feld aus. Wir können diesen Einfluss ausgezeichnet an dem „ambivalenten Habitus“ des Soziologen beobachten, der die gewachsene Anerkennung seines Fachs nur durch Anpassung oder, wie er sich selbst ausdrückt, durch „Normalisierung“ gewinnt.

Wenn wir uns den sozialen Raum der Universität noch einmal bildlich vorstellen und im Anschluss an Bourdieu die symbolischen

Kapitale identifizieren, die den Fachkulturen zuzuordnen sind, dann wird aus dem anfänglich präsentierten Vier-Felder-Schema ein bildungs- und machtpolitisch aussagekräftiges Beziehungsmuster (s. Abb. 6) **[Folie 16]**.

Abb. 6: Der soziale Raum der Fachkulturen

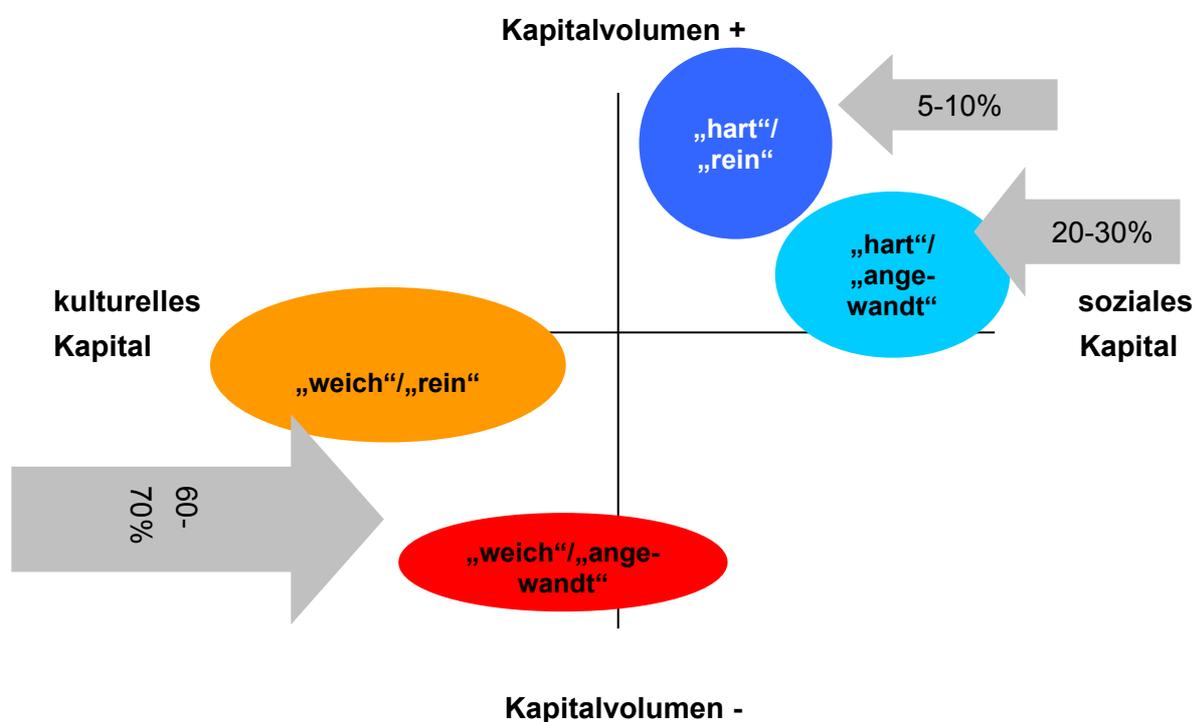


Die „weichen“ Fachkulturen, die durchaus über kulturelles Kapital verfügen, fallen deutlich ab gegenüber den „harten“ Fachkulturen, die nicht nur innerhalb des universitären Feldes entscheidend mehr soziales Kapital besitzen. Auch außeruniversitäre Parameter – etwa die Förderungspolitik der DFG oder die neuen staatlichen Exzellenzinitiativen – unterstützen diesen Segregationsprozess, der nun seinerseits einen „Prestige-Sog“ erzeugt in Richtung des

„exklusiven Habitus“, der gleichsam zum „universitären Habitus“ schlechthin avanciert.

Ich will dies abschließend noch an einer empirischen Beobachtung verdeutlichen, die mit der uns interessierenden Zielgruppe der „Non-trationals“ zu tun hat (s. *Abb. 7*) **[Folie 17]**:

Abb. 7: Einmündungskanäle der „Non-trationals“



Überraschend ist gewiss nicht, dass sich die große Mehrzahl der „Non-trationals“ für die prestigieniedrigen Fächer entscheidet. Provokant ist, dass in dieser Gruppe der Studienerfolg signifikant geringer ausfällt als bei denen, die die harten Fächer wählen. Als Ursache werden von den Betroffenen jene irritierenden Double-bind-Botschaften genannt, die uns bei der Analyse des „ambivalenten Habitus“ begegneten. Das heißt: der „Prestige-Sog“ zur Exklusivität

beschädigt gerade das Studienklima in den weichen Fächern. Der „universitäre Habitus“ ist offenbar ein ubiquitäres Phänomen an deutschen Hochschulen.

Dies alles sind noch keine definitiven Beweise, aber doch Symptome für eine latente symbolische Schließung des deutschen Hochschulsystems. Der Bildungskonsens in Deutschland ist nicht – wie in Norwegen oder Schweden –, einen möglichst großen Teil einer Alterskohorte wissenschaftlich zu qualifizieren (und dazu gehört selbstverständlich die Offenheit für Spätstudierende), sondern die Selektion einer vergleichsweise schmalen Elite. *Der „universitäre Habitus“ in Deutschland – dies ist eine eher skeptische Prognose – bleibt extrem distinktiv. Demokratische Öffnungstendenzen werden die Ausnahme sein.*